

Es soll von der Altstadt die Rede sein und nicht ganz allgemein von der Alten Stadt.

Das macht einen Unterschied: All jene Stadtgebilde bleiben außerhalb der Betrachtung, die mehr oder weniger auf einem früheren Stand verharren, das Mittelalter mehr oder weniger ungestört weiterreichen an eine Zukunft, die für sie möglicherweise wenig Veränderung bringt – wenigstens, was den äußeren Anschein betrifft. Es ist also nicht die Rede von all den kleinen romantisch-verträumten Besuchs- und Fotografier-Objekten, von jenen alten Städten, die dem Besucher nichts weiter zu sein scheinen als eben durch und durch alt, durch und durch idyllisch, Zeugnis einer Vergangenheit, wie herausgeschnitten und abgeschnitten von allem Jetzt. (Wie gesagt, so erscheinen sie dem Touristen, dem flüchtigen Besucher; daß auch sie Gegenwart haben, Probleme stellen und Aufgaben, das soll nicht verschwiegen und erst recht nicht bestritten werden.)

Abseits mag hier auch jene Altstadt bleiben, die Namen und Recht verlor, weil diese übertragen wurden auf eine neue Gründung in besserer Lage, günstiger für Verkehr, Verteidigung oder Verwaltung. Eine solche einstige Stadt fiel meist zurück auf den Rang einer dörflichen Siedlung, einige gingen ganz verloren; hier oder dort blieben Reste einer Burg erhalten, eine Kirche vielleicht auch, die durch ihre Größe oder den Namen ihres Patrons ein Zeichen vormaliger Bedeutung gibt – manchmal verrät der Name ganz deutlich, was einmal war: «Altstadt» als Name einer Stadt, die abgetreten ist von Rang und Würden des Städtischen. Eines der markantesten Beispiele: Altstadt bei Schongau mit seiner großartigen Kirche; aber auch Rottweil-Altstadt, das inzwischen schon wieder eingeholt worden ist von dem jüngeren Stadtwesen; in Rottenburg-Altstadt treffen wir dagegen nur noch die geringen Spuren vor allem einer Kapelle, die den Namen Altstadt weiterträgt.

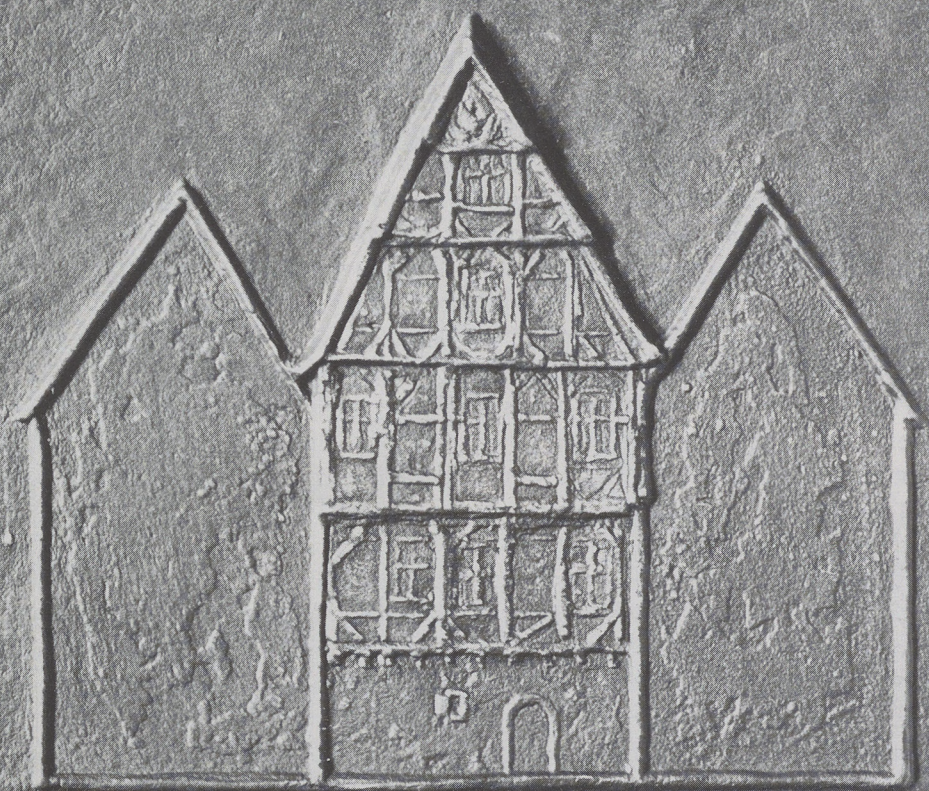
Hier soll vielmehr die Rede sein von jener Altstadt, die eine unmittelbare Funktion hat im vielfältigen Gefüge eines größeren Gemeinwesens, von dem sie ein Teil ist neben anderen. Von einer Altstadt, die als eigenes Quartier weiterbesteht neben und mit den Vor- und Neustädten aus früheren Jahrhunderten, neben und mit den Eingemeindungen, neben und mit den erst jüngst dem Gemeinwesen hinzugefügten und zu Stadtteilen beförderten ehemaligen selbständigen Dörfern.

In vielen Fällen ist diese Altstadt noch so etwas wie Kernstadt: hier findet man das Rathaus, die Hauptkirchen, den Marktplatz – so in Biberach oder Esslingen, in Tübingen oder Wangen. Aber es zeigt sich, daß Anschein und Wirklichkeit nicht mehr ganz übereinstimmen: einige Abteilungen der städtischen Verwaltung haben längst moderne Neubauten in Vorstädten oder gar an der Peripherie bezogen, ebenso die Schulen; die zu den Hauptkirchen gehörenden Gemeinden werden kleiner und kleiner, vom früheren Marktgeschehen ist nicht viel mehr geblieben als das gewiß malerische Treiben auf Wochenmärkten und vielleicht die besonders große Anzahl der Gaststätten. Schneller die einen, langsamer die anderen verlieren diese Altstadtquartiere ihre zentrale Funktion. Irgendwann wird das Rathaus zum Heimatmuseum, in der Kirche trifft man mehr Touristen als Gläubige, auf dem Markt wird mehr fotografiert als gehandelt – die Kernstadt hat ihre früheren Funktionen verloren und ist nur noch Altstadt.

Sicher hat es in vielen Städten dieses Landes noch gute Weile bis dahin. In anderen jedoch ist es schon nicht mehr ganz leicht, Altstadt aufzufinden, zu definieren und zu beschreiben. Das ist nicht nur Folge des Krieges, der Zerstörung und des hastigen Wiederaufbaus – oder auch nur Ergebnis des Versuchs, autogerechte Städte zu schaffen. Wachstum und Prosperität haben schon in früheren Zeiten immer wieder zu erheblichen Eingriffen und Veränderungen geführt: mit dem Entstehen neuer Quartiere verlagerten sich Handel, Gewerbe, bevorzugtes Wohnen. Stadtviertel stiegen auf, andere sanken herab. Schloß, Marktplatz, Kirche blieben dabei nicht selten am ursprünglichen Platz und hielten die gegenläufigen Bewegungen in einem gewissen topographischen Zusammenhang; aber sie konnten nicht verhindern, daß sich Schwerpunkte städtischen Lebens verschoben und verlagerten. Hereinbrechender Wohlstand konnte so gut wie ein Flächenbrand inmitten des alten Weichbilds ganz neue, ganz andere – nach Nutzung und Aussehen andere – Stadtviertel entstehen lassen, die uns Heutigen allerdings oft schon wieder wie Altstadt erscheinen. Dies Auf und Ab einzelner Stadtviertel mag auf den

Nebstehend: Diese von UGGE BÄRTLE geschaffene Plakette wurde am 17. Dezember 1978 in Ulm den Eigentümern der mit dem PETER HAAG-PREIS ausgezeichneten Häuser überreicht, sie soll an diesen Häusern angebracht werden.

sh 1978



PETER HAAG
PREIS

ersten Blick etwas von Emporwachsen und Absterben haben und den Gedanken an organische Vorgänge und organische Formen im Stadtwesen nahelegen. Leben der Altstadt wäre dann so etwas wie Seniorendasein, ein wenig abseits des allzu heftigen Geschehens der Gegenwart, aber noch für eine gute Weile dabei und dazugehörig und gern gesehen, gelegentlich sogar gern gefragt nach Rat und Maßstab für Gegenwärtiges.

Auch durch häufige Wiederholung wird das Gerede vom Stadtorganismus und vom organischen Wachstum der Städte nicht wahrer! Städte werden geplant und gebaut und zerstört – als Ganzes und in ihren einzelnen Teilen. Von Menschen, denen es Beruf und Broterwerb ist, und nach den Vorstellungen von anderen Menschen, die das Sagen haben: Weil sie im Besitz von Grund und Boden sind, weil sie sich durch Wirtschaftsmacht in diesen Besitz setzen können; weil sie als technokratische Planer über ein Instrumentarium der Planung verfügen, das kein anderer recht kennen, verstehen und kontrollieren kann; weil sie über politische Macht verfügen, um diese Planungen durchsetzen und verwirklichen zu können. (Und nur in ganz seltenen Fällen, nur an einzelnen Punkten sind auch einmal die in den betroffenen Quartieren und Häusern lebenden Menschen anders als in Lohnarbeit, nämlich planend und entscheidend, an dem beteiligt, was geschieht.) Man sieht bei allem: es gibt keinen Anlaß und keinen Grund, von Organischem zu reden, wenn es um Stadt und Stadtentwicklung geht. Kein Stadtgebilde ist zu vergleichen einem Baume, der Jahresring um Jahresring anlegt, der Jahr um Jahr – je nach den natürlichen Bedingungen – die Gipfeltriebe seines organischen Wachstums aufsetzt, der Äste entwickelt und wieder durch Absterben verliert, bis er schließlich selbst dahinstirbt.

Stadtplanung und Stadtbau sind nicht Abläufe organischen Lebens, sondern Ergebnis technischer und wirtschaftlicher Bedingungen und Möglichkeiten sowie politischer Entscheidungen. Und wie die Städte selbst im Wechselspiel der wirtschaftlichen, technischen und politischen Möglichkeiten und Kräfte gewinnen oder verlieren an Rang und Bedeutung, an Wohlstand und an Bevölkerung, so verändern sich auch ihre Quartiere. Es gibt also keinen Anlaß, in den Altstädten biologisch gealterte Stadtteile zu sehen, für die das Absterben unvermeidlich und die Frage nach ihrem Leben sich durch Zeitablauf von selbst erledigt.

Das wollen wir also beides vergessen: Die Vorstellung vom organischen und sozusagen biologischen Stadtwesen und auch die vom Hinsterben dessen, was alt geworden ist in unseren Städten! Und letzte-

res nicht nur, weil in den letzten Jahren die alten Städte und die in größerem Verbund erhalten gebliebenen Altstadtquartiere besondere Aufmerksamkeit gefunden haben, weil Denkmalpflege und Konjunkturprogramme miteinander eine Sanierungswelle ausgelöst haben, die ganze Viertel in den alten Stadtkernen zu Großbaustellen gemacht hat. Sehr viel ist da in den letzten Jahren in Gang gekommen, mehr als man wenige Jahre zuvor noch zu hoffen gewagt hätte. Als 1964 der Schwäbische Heimatbund in Ravensburg auf die Bedrohung und Gefährdung der Altstädte hinwies, war dies noch Anlaß zu Schlagzeilen wie «Altstädte dürfen keine Arme-Leute-Viertel werden» oder «Verkehr zerstört das Herz der Städte». Wie selbstverständlich sind dagegen Warnungen und Forderungen dieser Art inzwischen geworden – wenigstens, wenn man sie nur als Formulierungen nimmt und nicht fragt, ob sie auch in ausreichendem Maße Maximen des Handelns geworden sind. Immerhin: wenigstens verbal ist heute einer breiten Öffentlichkeit bewußt, was damals noch Anlaß besonderen Aufmerkens war. Gerade diese Beobachtung mag hinreichender Grund sein, auch heute – und gerade in dieser Stunde – nicht so sehr das zu rekapitulieren, was tatsächlich in Gang gekommen oder gar inzwischen erreicht worden ist.

Nicht das jeweils mehr oder weniger Selbstverständliche ist unser Gegenstand und Anstoß, sondern das Darüberhinaus. Die Erfahrung lehrt, daß es selten gerechtfertigt ist, sich zufrieden zu geben, weil wir's doch «so trefflich weit» gebracht haben. Das heißt nicht unbedingt, dem gegenwärtig Erreichten am Zeuge zu flicken, es bedeutet nur: Nicht nachlassen in Forderung und Herausforderung, damit möglichst viel des Möglichen auch tatsächlich verwirklicht wird. Wir müssen also die kritisch-aufmerksame Frage stellen nach dem, was im Gange ist oder sein sollte zur Sicherung von alten Städten, von Altstadtquartieren, damit wir dann in einem zweiten Schritt fragen können, was denn darüber hinaus geschehen muß, um tatsächlich zu einem urbanistischen Prozeß zu kommen bei diesen Vorgängen, Maßnahmen und Entwicklungen, um tatsächlich Fortschritt auch im Umgang mit dem Überlieferten zu bewirken und um der Vergangenheit eine Zukunft zu sichern, die der Mühe wert ist.

Was also geschieht ganz konkret, damit Leben in der Altstadt auch künftig möglich ist, damit Altstadt lebendig und jeweilige Gegenwart bleiben kann?

Einzelne besonders kostbare Häuser sind an vielen Orten schon länger saniert und modernen Bedürfnissen angepaßt worden. Es gibt Satzungen, die für einzelne Straßenzüge oder Plätze oder sogar für



Deutlich setzt sich das wiederhergestellte einstige Stegbad von seiner Nachbarschaft ab. Im Inneren fanden sich Reste von Einrichtungen, die dem bis gegen 1680 betriebenen Bad gedient haben dürften; andere gehen wohl auf die Nutzung durch einen Gerbereibetrieb zurück. (Foto: Rueß)

ganze alte Stadtkerne festlegen, was dort geschehen darf mit Bau und Ausbau.

Es gibt vor allem einzelne Häuser, die vor kurzem noch mehr oder weniger unansehnlich neben anderen unansehnlichen gestanden haben – manche von ihnen in so jämmerlichem Zustand, daß man sich wunderte, daß der Abbruch immer noch auf sich warten ließ. Aber dann ließ sich der Besitzer doch noch überzeugen, daß es einen Sinn haben könnte, sich auch als Haus- und Bauherr auf die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit einzulassen.

Und nun stehen sie da: Prachtexemplare von Fachwerkbauten, von barocken Bürgerhäusern; man kann sich nicht mehr vorstellen, daß an Abbruch gedacht war, vielleicht sogar die Genehmigung der zuständigen Behörde schon vorgelegen hat. Sie stehen da und fordern in ihrer wiedergewonnenen Stättlichkeit ihre nähere und weitere Umgebung heraus, sind ein Signal für das, was künftig ringsum zu geschehen hat: Im Blick auf solche mutigen und beispielhaften Wiederherstellungen fällt es ungleich schwerer, die Spitzhacke anzusetzen!

Hier und dort gibt es darüber hinaus schon Beispiele, daß eine Gemeinde, daß eine Vereinigung von Bürgern, daß möglicherweise auch ein Zusammenschluß von nur kommerziell Interessierten ein ganzes Quartier in die Hand genommen und in den Griff bekommen hat: Herausgeputzt Haus für Haus, ein harmonischer Zusammenklang der Fassaden im Ablauf der Häuserzeilen, alles stimmt bis in die Details von Klappläden und Fenstersprossen.

Wer genauer hinsieht, kann allerdings an diesen insgesamt wiederhergestellten Quartieren erkennen, daß im Umgang mit den Ensembles, in der Altstadt, mit den historischen Inseln, den Altstadtquartieren längst nicht überall alles so in schöner Ordnung und gutem Gang ist, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Stimmen sie zum Beispiel wirklich, die Details? Sind die Firmenschilder, die aus gestanztem Blech aufleuchtenden Schriften in doch recht ungewöhnlich gewordener Fraktur, die allzu stilvoll aufgepinselten Hausnamen, Daten und Sprüche nicht doch allzu deutlich erkennbar als nachempfundenes Kunstgewerbe? Gibt es nicht doch gelegentlich ein wenig zu viel an Schmiedeeisen, Messing und künstlich patiniertem Kupfer bei Hausnummern, Türschildern, Briefkästen und Laternengeschnörkel?

Leicht kann man sich vorstellen, wie sich das mit echtem, halbechtem und nur modischem Schnickschnack im Inneren fortsetzt mit Altdeutsch-Rustikalem in vielen Varianten, in allen gängigen Zutaten vom Flohmarkt, mit Wagenrad und Pferdekummet . . .

Aber bleiben wir noch beim Draußen: Dem Pflaster sieht man an, daß es nach dem Vorbild alter Pflasterungen eingebracht worden ist. Aber man sieht ebenso, daß es nie mit Hufschlag oder Karrenrad zu tun gehabt hat. So steht es in einer nicht ganz sicheren Korrespondenz zur wiederhergestellten Vergangenheit ringsum, in einer ganz unsicheren aber meist zum modischen Damenschuhwerk der Gegenwart. Denn ganz so selbstverständlich sind die so hübsch und schmuck herausgeputzten Quartiere Fußgängerzonen. (Und bedingen natürlich auch deren allerorten unübersehbaren Nebenerscheinungen: die tristen Zufahrts-, Park- und Ladestraßen fast an jeder Hinterfront!)

Das nimmt nun mancher ganz unbedacht für «Leben in der Altstadt»: daß man dort unbehelligt vom Gedränge der Kraftfahrzeuge bummeln und flanieren kann. Es gibt jedoch Beispiele dafür, daß sich unter den andeutend beschriebenen Voraussetzungen auf solchen Traditionsinseln inmitten des immer wieder umgebauten gesamten Stadtgefüges eher nur der Schein von Leben entwickelt: Das kost-

bar Herausgeputzte lockt Bewohner und besonders Besucher an, die in besonderer Weise auf das Herausgeputzte eingestellt sind und weniger auf das Alltägliche: Die eher prosaischen Einkäufe werden in den Kaufhäusern getätigt, in den Einkaufszentren auf der grünen Wiese; den alltäglichen Bedarf deckt man im Selbstbedienungsladen des Wohnquartiers. Das geht – nicht nur bei Berufstätigen – in der Regel mit einiger Hast und Eile vor sich. Bummeln und Einkauf, das geht nur zusammen, wenn man sich Zeit lassen kann. Und deshalb nur bei besonderen Gelegenheiten und möglicherweise auch nur für einen Teil des Publikums. Wen wundert es da, wenn in manchen wiederhergestellten alten Stadtvierteln ein sogenanntes gehobenes Angebot vorherrscht mit Antiquitäten und Kunstgalerien, mit Goldschmiedwerkstätten, mit Kunstgewerbe, nicht zuletzt auch mit Modeboutiquen und -ateliers.

Und da die einen nach dem Einkauf immer noch Geld haben zum Ausgeben und die anderen hier gar nicht einkaufen, sondern eher unerfüllbare Wünsche wecken lassen, vielleicht auch nur Preise vergleichen und sich vornehmen, demnächst im Kaufhaus wenigstens etwas ähnlich Schickes, Modisches, Elegantes zu erwerben – und weil eine dritte Gruppe sowieso erst abends bei einem Stadtbummel den Freunden von auswärts das so hübsch zu rechtgemachte Stück Vergangenheit zeigen will – deshalb also gibt es in solchen Quartieren oft eine unverhältnismäßig hohe Anzahl von Gaststätten, oft rustikal-altdeutsch dem Äußeren des Quartiers angepaßt bis zum «Kostüm» der Bedienung, gelegentlich aber auch heucheln sie Weltweite: man kann – ohne zwischendurch überhaupt den Fuß auf die Straße setzen zu müssen – hinüberwechseln in den englischen Pub, die Berliner Destille, in das französische Bistro, die italienische Osteria und so weiter und so fort: Einladung und Aufforderung zum sogenannten Lokalbummel.

Leben in der Altstadt bedeutet hier: Wechsel und Abwechslung. Und zwar in zweifacher Weise: Ständiger Wechsel des Publikums zum einen – im Gegensatz zur Weinstube in der Nachbarschaft oder zur Kneipe um die Ecke, wo Stammtisch und Stammgäste eine weniger zufällig-flüchtige Kommunikation anzeigen. Und zum anderen: Rasch wechseln die Moden, schnell vergeht die Beliebtheit einzelner Lokale, ja ganzer Bummelzonen. Für manches allzu sehr aufgeschönte, allzu angestrengt «belebte» Altstadtidyll ist der Niedergang schon mit dem Konzept der Sanierung programmiert worden, indem man sich am Modisch-Attraktiven orientiert hat, ohne zu bedenken, wie schnell aus Antiquitäten-Geschäften Gebrauchtwarenläden werden, aus



Der eindrucksvolle Fachwerkgiebel des Stegbades, an dem das Authentische sich mit vielen Abweichungen von allzu genauer Norm, mit den Unregelmäßigkeiten des Lebendigen, mit dem Spiel der Unebenheiten zu erkennen gibt. Keine Kopie und keine Imitation könnte auch nur annähernd Vergleichbares leisten. (Foto: Rueß)

Schlemmerlokalen Bierbars, Diskotheken und Automatenhallen, aus Antiquariaten sex-shops – und so weiter und so weiter.

Gewiß, auch dann herrscht sozusagen Leben im Altstadtquartier. Aber nur zu bald wird es erneut zur Sanierung anstehen. Das jedoch wird dann nicht nur eine bauliche Sanierung sein, sondern eine

soziale. Und dazu braucht man dann paradoxerweise doch eher Bulldozer als Konservatoren!

Vor dem Hintergrund solcher Überlegungen und Extrapolationen in eine kalkulierbare Zukunft wird deutlich, wie kurzsichtig, wie unrealistisch die Ansicht eines Sanierungsträgers ist, der – in einer norddeutschen Großstadt – die Einrichtung von



Besondere städtebauliche Wirkung kommt der ehemaligen Lochmühle zu. Auch ihr Abbruch war einmal so gut wie beschlossene Sache! 1349 wurde sie zum ersten Male urkundlich erwähnt; der heutige Bau dürfte in der Hauptsache kurz vor 1612 entstanden sein. Bis in die 20er Jahre dieses Jahrhunderts wurde die Wasserkraft der Blau zum Betrieb verschiedener Gewerbe genutzt: Getreidemühle, Parkettfabrikation, Drechslerei, Schleif- und Ölmühle. Ursprünglich wies die Radanlage fünf gegeneinander gestaffelte Wasserräder auf, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts waren es noch drei; um die Jahrhundertwende lieferte ein einziges – modernisiertes – Wasserrad allein die benötigte Energie. (Foto: Rueß)

Wirtschaften in jedem einzelnen Haus einer ganzen wiederhergestellten Häuserzeile – sie liegt dazu noch in einem von Handel, Industrie und Verwaltung bestimmten, also kaum noch «bewohnten» Viertel – damit begründete, auf diese Weise erhalte der Bürger, jeder Bürger, die Möglichkeit, diese wiederhergestellten ehemaligen Bürgerhäuser auch zu betreten! Auf solche Weise «belebte» Altstadtquartiere bieten in der extremsten Form auf die Dauer eine Art von Gegenbild zur City: wie diese sind sie mehr oder weniger unbewohnt und werden

nur zu Zeiten benutzt von ganz bestimmten Gruppen; wie die City wirken sie zu bestimmten Stunden wie ausgestorben – nur daß diese toten Stunden in den zu Ausgeh-, Bummel- und Freizeit-Vierteln gewordenen Traditionsinseln gerade die des hellen Tages sind!

Wenn auf diese Art – umgangssprachlich formuliert – «Leben in die Bude» gebracht wird, hat das jedenfalls wenig mit dem zu tun, was hier gemeint ist, wenn wir von Leben in der Altstadt sprechen. Belebtheit allein darf, kann uns nicht genügen! Leben

in der Altstadt, das diesen Namen verdient, muß urbanes Leben sein. Und das heißt: es muß ganz selbstverständlich integriert sein in die alltäglichen Lebensvorgänge des gesamten Stadtgefüges. Nach Art, Anlage und Größe der in den Altstädten überlieferten Bausubstanz bedeutet das vor allem die Forderung nach möglichst enger Verflechtung von Wohnen, Gewerbetätigkeit und Dienstleistungen. Also nicht im Sinne eines unproportionierten Besatzes mit Gaststätten, Luxusgeschäften und Verwandtem, dem dann im Wohnbereich das Nebeneinander von mehr oder weniger aufwendigen Inhaberwohnungen und mehr oder weniger schlichten Personalunterkünften entsprechen würde.

Freilich bedarf es, um solch unausgewogene Nutzung zu vermeiden, eines Instrumentariums, das über herkömmliche Altstadtsatzungen weit hinausgeht und mit Hilfe von Planungen, Subventionen und einer geschickten Konzessionierungspolitik Steuermechanismen entwickelt, die mehr sicherstellen und bewirken können als nur die Wiederherstellung eines inzwischen heruntergekommenen schönen Scheins von einst. Denn um Wiederherstellung im wahrsten Sinne des Wortes geht es ja gar nicht. In den Niederlanden hat man für das, wovon hier die Rede ist, ein angemesseneres, passenderes Wort: «Stadherstel» – also nicht am Vergangenen orientiert, sondern an dem, was man erst schaffen will, an der Zukunft, in die überliefertes Erbe der Stadtarchitektur eingebracht werden soll.

Diese Orientierung hin auf bürgerschaftliches Leben in einer für die Zukunft hergestellten Altstadt muß sich auch auf die Auseinandersetzung mit dem Neuen einlassen – nicht nur mit dem neuen Komfort hinter den so schön neu erglänzenden alten Mauern: Es muß wieder möglich werden, daß inmitten der Altstadt nicht nur neu, sondern Neues gebaut wird. Die Vergangenheit darf uns nicht den Zugang zur Zeitgenossenschaft verstellen. Sie soll uns vielmehr Maßstäbe an die Hand geben, mit deren Hilfe wir uns in Gegenwart und Zukunft zurechtfinden. Der wichtigste Maßstab, den wir an den Bauten der Vergangenheit ablesen können, ist – auf eine einfache Formel gebracht – die Redlichkeit des Bauens in der Zweckmäßigkeit, in der Materialgerechtigkeit, in der sozialen Zuordnung zur Umgebung von Häuserzeile, von Straße und Platz. In der Selbstverständlichkeit auch, mit der die Beziehungen zwischen Gehäuse und Benutzer erkennbar werden im Kleinbürger- oder Patrizierhaus, im Handwerker- oder Handelshaus. So stimulierend die Architektenwohnung in der alten Mühle sein mag, so heimelig der Schriftsteller sich im einstigen Mauertürmchen eingerichtet haben mag: solche – an sich schon

seltenen und noch seltener geglückten – Fälle von Anachronismus, sozialem Kontrast und nostalgischer Retirade können nicht Maßstab oder Richtwert sein, wenn es darum geht, Altstadtquartieren ihr bürgerschaftliches Leben zu erhalten und zurückzugeben. Und auch aus dieser Überlegung kommen wir dazu: Altstadt darf nicht wiederhergestellt und dann festgeschrieben und konserviert und so dem Prozeß immer fortschreitenden Umbaus der urbanen Lebenswelt entzogen und entrückt werden. Es muß – man kann es nicht oft genug wiederholen, bis wir uns mit diesem Gedanken ganz vertraut gemacht haben – es muß auch in der Altstadt wieder neu gebaut werden!

Aber das heißt nun nicht: Lücken füllen mit Häusern, die sich von den Langweiligkeiten etwa des sozialen Wohnungsbaus nur dadurch unterscheiden, daß man ihnen Klinkerriemchen oder ein Bretter-Scheinfachwerk im Stil ihrer Umgebung vorgeklebt und die Fenster mit aufgeklebten Sprossen, mit Läden aus Plastik versehen hat. Das eben ist das Gegenteil jener Redlichkeit, die wir doch aus der Überlieferung lernen sollten, einer Redlichkeit, die alles Vortäuschen ausschließen, alle Kulissen-Wirklichkeit eigentlich verbieten müßte – es sei denn, man will Surrogat und Imitation für lebendig ausgeben und als lebendig annehmen!

Es gibt eine andere Verfahrensweise in der Kunst, eine Lücke zu schließen: die Kopie im Maßstab 1:1, die getreuliche Nachbildung dessen, was nicht erhalten und wiederhergestellt werden kann. Sie bleibt ein Behelf und sie bleibt eine Kopie, eine Imitation. Und sie bleibt erkennbar als das Nachgemachte. Eine solche Verfahrensweise kann gelegentlich nicht unzweckmäßig, vielleicht sogar empfehlenswert sein. Dann nämlich, wenn eine minimale Lücke in einem Gesamtzusammenhang von besonders hohem Rang zu schließen ist. Wenn das neu nach altem Vorbild Einzufügende der Quantität nach nicht mehr ausmacht für das Ganze, als schadhafte und selbstverständlich auch zu erneuernde Einzelteile eines Gebäudes. Und wenn das Gesamte einen so hohen Rang hat, daß es diese Verfahrensweise rechtfertigt.

Man muß sich eingestehen, daß eine solche Verfahrensweise immer museal zu nennen ist. Und man muß einsehen, daß alles Museale jenseits der Totalität des Lebendigen steht. Bei aller Mühe, die sich moderne Museumspädagogik gibt, Museumsstücke den Besuchern nicht nur verständlicher zu erklären, sondern dieses Verständnis durch praktischen Umgang mit dem ausgestellten Gerät oder Werkzeug konkret, dingfest zu machen: auf museale Weise Bewahrtes steht nur in der einen Beziehung des –



Das ehemalige Pfarrhaus in Mühlhausen wurde um 1670 erbaut. Eine dendrochronologische Untersuchung ausgebauter Hölzer des Fachwerks bestätigt dieses Datum. Im Jahre 1777 erfolgte ein größerer Umbau, von dem wahrscheinlich die heutige Form stammt. Das Haus diente den Pfarrern von Mühlhausen bis 1828 als Wohnhaus. Später ging es in Privatbesitz über und war von 1860 bis ca. 1890 das Gasthaus «Zum Hirschen».

Mühlhausen wurde zum 1. 1. 1970 nach Schwenningen a. N. eingemeindet. Die nachfolgenden Jahre brachten dem einst stillen Dorf große Bautätigkeit im Tiefbausektor. Mühlhausen sollte ein modernes Dorf werden; dem stand das «Alte» im Wege. Ein erstes Opfer sollte durch den Abbruch der alten Pfarrscheuer gebracht werden. Dank dem energischen Auftreten des Denkmalamtes und durch die Gründung einer örtlichen Privatinitiative konnte dies vermieden werden; der Ortskern von Mühlhau-

bestenfalls über das Anschauen in praktischen Umgang ausgeweiteten – Lernens zur jeweils gegenwärtig-lebendigen Welt. Die Dominanz des nur museal Konservierten in ganzen Stadtvierteln würde zwangsweise diese selbst ausschließen von jeder lebendigen Stadtwirklichkeit, sie würden zwangsweise zu mittelalterlichen Disneyland-Schaustücken, zu Attraktionen für Besucher, Touristen – deren Leben wiederum ganz anderswo und in ganz anderen Zusammenhängen seine Wirklichkeit und seine Gegenwart hat.

Freilich widersprechen solche Überlegungen den allgemeinen Vorstellungen und Verhaltensweisen. Man lebt heutzutage zwar nicht im Museum – so wenig wie zu irgendeiner Zeit sonst – aber nicht wenige umgeben sich mit möglichst vielen Stücken museal konservierter Vergangenheit. Und wo's nicht gelingt, tatsächlich Altes zu beschaffen, vor allem, weil es nicht erschwinglich ist, da genügt auch das Nachgemachte, die Kopie, die Imitation. Ganze Industrien leben davon – aber das ist nicht unser Thema hier. Für den Zusammenhang der Altstadt



sen sollte erhalten bleiben. Hierzu gehörte auch der ehemalige «Hirschen». Der dort wohnhafte Bauer verkaufte sein Ökonomiegebäude an die Stadt. Über diesen Platz wurde eine Straße gebaut. Die Stadt wollte auch den «Hirschen» selbst erwerben, allerdings, um auch ihn dem Erdboden gleichzumachen. Nach langem Überlegen entschieden wir uns, dieses Gebäude zu erwerben, um es zu einem Wohnhaus mit neuzeitlichem Wohnkomfort herzurichten. Der Zustand des Hauses war desolat. Unsere Verwandten konnten nicht begreifen, daß man eine solche «Dummheit» machen konnte. Trotzdem haben sie kräftig zugepackt, als es an die Arbeit ging.

Nachdem wir die Anbauten auf drei Seiten des Hauses entfernt hatten, bot sich manch unliebsame Überraschung. Das unter dem Putz liegende Fachwerk war teilweise zerstört und mußte erneuert werden. Nachdem wir die Zwischenböden herausgerissen und das Dach abgedeckt hatten, glich der Bau

und des möglicherweise gegenwärtigen Lebens in dieser Altstadt ist es aber nun doch die Frage, ob denn wirklich kein Unterschied sei zwischen einem Zinnbecher aus einer Augsburger oder Nürnberger Gießerei des 17. und 18. Jahrhunderts und der maschinell bearbeiteten «originalgetreuen» Kopie von heute, ob nicht doch ein Unterschied ist zwischen dem Gebälk, dem Fachwerk, dem Dach aus der Vergangenheit und der «originalgetreuen» Kopie von heute. Und es schließt sich die weitere Frage an, ob dieser Unterschied nicht geradezu das Wesen der

Sache betrifft, an der er abzulesen ist – vermeiden wir die allzu sehr heruntergekommene Wendung von echt und Echtheit; was wir meinen, ist heute sicher genauer als das Authentische zu bestimmen, als das, was sozusagen den Stempel des Urhebers trägt – und natürlich die Spuren zeigt von jeder Gegenwart, der es ausgesetzt gewesen ist.

Wir kommen nun beim kopierenden Ergänzen von Altstadtquartieren sehr bald an den kritischen Punkt, an dem das Quartier umkippt: Das Authentische verliert mit einem, dem entscheidenden Schlag



eher einer Ruine als einem Bauvorhaben. Selbst der Leiter des Denkmalamtes Freiburg schlug die Hände über dem Kopf zusammen, als er unser «Prachtstück» begutachtete.

Indes legten wir durch die Arbeit von Verwandten und Freunden ein solches Arbeitstempo vor, daß das Haus vor dem großen Regen im Jahre 1975 ein neues Dach hatte. Glücklicherweise wohnte unser Architekt am Ort und verstand etwas von Sanierung alter Gebäude.

Inzwischen wohnen wir schon zwei Jahre in diesem Haus, das außer seiner Lage an einer vielbefahrenen Straße keine Nachteile hat. Vielfach haben auch schon Interessenten «angekehrt», um sich Rat und Information zu holen. In diesem Jahr nun hat die Stadt Villingen-Schwenningen auch das oberhalb unseres Hauses liegende Rathaus nach Gesichtspunkten der Denkmalpflege hergerichtet. Mühlhausen hat damit wahrlich einen Ortskern, der sich sehen lassen kann.

(Text und Fotos: Wilfried Leibold)

seine prägende Kraft und Wirkung, das peinlich genau Nachgemachte beherrscht die surrealistisch sterile Szene. Alle urbane Atemluft, alle Zeichen von urbanem Leben sind dahin: all die kleinen Abweichungen, die Verschiebungen und Verbiegungen, eben die Nuancen, um die alles Lebendige abweicht von allen vorgegebenen Normen.

Es gibt nur einen einzigen Weg, dieses absehbare Umkippen zu verhindern: in den Altstadtquartieren muß nicht nur die Vergangenheit eine Chance, eine Zukunft bekommen, es muß auch die Gegenwart, es

muß auch wieder modernes Bauen eine Chance bekommen in diesen Quartieren der Altstadt!

Das heißt nicht: Narrenfreiheit fordern für Bauherren und Architekten. Es bedeutet nicht einmal: Begünstigung der Spitzhackensanierung. Aber es fordert die Überprüfung der Normen, die bislang in Altstadtquartieren kaum anderes zugelassen haben und zulassen als Kopie und Nachempfindung, als Abklatsch und Imitation – und eben die gradlinige, winkeltgerechte Sterilität, wie sie zwangsläufig entstehen muß, wo nachmeßbare technisch machbare

Normen fixiert und eingehalten werden, eine Sterilität, der auch alles kunstgewerbliche Herausputzen nicht abhelfen kann.

Nun wird dieses neue Bau-Leben in der Altstadt einiges an Umdenken und Umlernen erfordern. In den meisten Fällen wird mit der Sanierung ein weitgehender Nutzungswechsel verbunden sein. Und das bedeutet: es muß in aller Regel ein ganz und gar neues, vom Vorhergehenden gründlich sich unterscheidendes Raumprogramm verwirklicht werden. Wenn das aber geschehen soll in den Formen moderner Architektur und zugleich in lebendigem Zusammenhang mit der architektonischen Landschaft ringsum, dann wird man in den meisten Fällen zunächst einmal die einengende Parzellenstruktur verändern müssen. Indem ein ganzes Areal mit allen Gebäuden, den zu konservierenden wie den zu sanierenden und denen, die ersetzt werden müssen, in eine Form gemeinsamen Besitzes und gemeinsamer Bauherrschaft gebracht wird, indem die Gemeinde die zur Sanierung anstehenden Parzellen erwirbt und als Bauträger auftritt, oder indem ein privater Träger Erwerb und Sanierung übernimmt. (In allen Fällen kann zunächst offen bleiben, wie die Verhältnisse nach der Fertigstellung geregelt werden sollen: gemeinsames – genossenschaftliches – Eigentum Privater, Gesamt- oder Teileigentum in privater Hand oder Gesamteigentum in öffentlicher Hand.)

Für die Wiederherstellung des Altstadtbildes durch Neubau sind zunächst neben der einheitlichen Bau-trägerschaft jedoch von entscheidender Bedeutung: Planung des Gesamten aus einem Guß sowie die Beteiligung der Öffentlichkeit.

Planung aus einem Guß – und nicht aus einer Hand unbedingt. Denn es soll ja mehr entstehen als nur ein Gehäuse, das innen seinen Zweck und außen die Ansprüche einer Altstadtsatzung erfüllt. Es soll durch Bauen ein Zusammenhang hergestellt werden zwischen Gebäude und städtebaulichem Umfeld. Seine Formen sollen sowohl mit seiner Nutzung als auch mit seiner Nachbarschaft korrespondieren und deutlich erkennen lassen: zwischen den Benutzern dieses Hauses und denen, die im gleichen Quartier leben, wird eine urbane Nachbarschaft angestrebt. Dazu muß der entwerfende Architekt etwas wissen (oder erfahren) über die Geschichte, die sich im Umfeld seines Projektes manifestiert, über die gesellschaftlichen Strukturen, die sich im Quartier herausgebildet haben oder dabei sind zu entstehen, über die ästhetischen Kriterien, die in Vergangenheit und Gegenwart im engeren und weiteren Umkreis das Bauen bestimmt haben und bestimmen. So viele Kompetenzen kann man

nicht von einem einzigen Architekten fordern, er wird in der Gruppe arbeiten müssen – in einer Gruppe, zu der auch nicht nur Architekten gehören sollten, sondern auch Soziologen, Historiker, Denkmalpfleger und bildende Künstler.

Nicht nur, weil solche Konzepte wohl allein auf dem Weg über öffentlich ausgeschriebene Wettbewerbe verwirklicht werden können oder weil sie – jedenfalls kurzfristig – höhere Zuschüsse aus öffentlicher Hand erfordern, ist die Beteiligung der Öffentlichkeit über das bislang allgemein übliche Maß hinaus zu fordern. Zum einen die der sozusagen amtlichen Öffentlichkeit, die sich auf noch längere und noch differenziertere, ja auch auf noch diffizilere Diskussionen und Verfahrensweisen einlassen muß und die andererseits auch die Voraussetzungen, Anlässe und Gelegenheiten schaffen muß für die bürger-schaftliche Auseinandersetzung. So schwer es auch sein mag, Vorstellungen und Wünsche zukünftiger – und also doch noch nicht bekannter Bewohner und Benutzer eines Quartiers zu erheben – nur durch intensive Gespräche mit Bürgern ist es möglich, das Risiko künftiger Fehlentwicklungen in erträglichen Grenzen zu halten, die sich ergeben, wenn Stadtplanung und Stadtgestaltung die Gewohnheiten und Verhaltensweisen der Bürger nicht genau genug kennt und nicht sorgfältig genug einbezieht. Schließlich: es sind doch die Bürger, um deretwillen die Altstadt in ihrem Charakter und in ihrer Lebendigkeit erhalten werden soll; denn ungleich mehr als alle die neueren Konglomerate von Wirtschafts- und Wohngehäusen ermöglicht die Altstadt den Bewohnern und Benutzern Identifikation und Beheimatung. Aber nur, wenn ihr urbanes Leben erhalten bleibt, die alltägliche, die Alltags-Benützbarkeit ihrer Häuser, aber auch der Gassen, Winkel und Plätze, wenn ihr die Teilhabe am Leben des Gesamt-wesens Stadt ermöglicht wird, nur wenn sie nicht eingeschlossen wird und abgeschlossen, abgekapselt in einem musealen Vakuum, ängstlich behütet vor jeder Veränderung, vor allem Neuen.

Im Namen der Denkmalpflege wird man eine solche hermetische Abriegelung städtischer Vergangenheit kaum begründen können. Man müßte Denkmalpflege schon gründlich gegen Absicht und Text der einschlägigen Gesetze interpretieren, wenn man sie als generelles Verbot von Veränderung und Umbau deuten und anwenden wollte. Ihr Gegenstand sind Denkmale der Kultur. Nun, Denkmal, das bedeutet zwar Manifestes, Fixiertes, Festgeschriebenes. Aber: Kultur ist immer Prozeß. Und damit Veränderung. Und wenn in einem Kulturdenkmal ausschließlich vergangene Kultur festgeschrieben werden sollte, würde damit ihr Charakter, ihr Wesen in

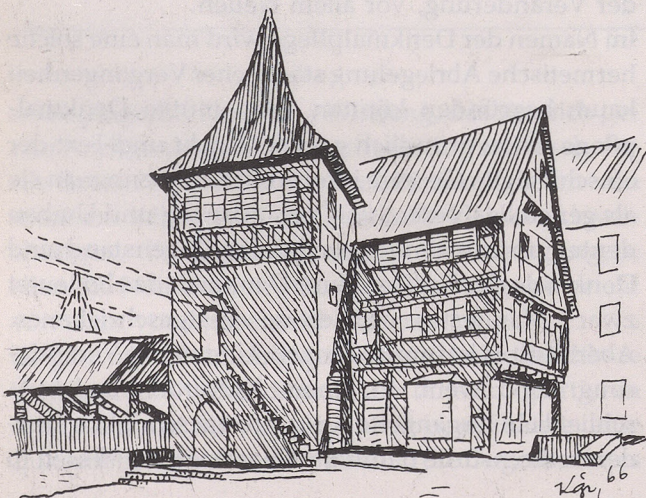
Frage gestellt: wer diese vergangene Kultur herausnehmen wollte aus dem Kulturprozeß, würde sie – so paradox es klingen mag – um ihren kulturellen Rang bringen. Kulturdenkmale – auch die von äußerstem Rang – entwickeln und erweisen ihren vollen Sinn nicht als konservierte Zeugnisse vergangener Zeit, sondern in ihrer Maßstab setzenden und prägenden Wirkung auf Gegenwart und Zukunft. Und jede Gegenwart erweist den Rang der eigenen, jeweils gegenwärtigen Kultur auch dadurch, wie sie das Erbe der Vergangenheit umsetzt in zeitgenössische Wirksamkeit. Noch ist nicht viel mehr gemacht als ein Anfang. Noch ist nicht einmal der durch das Denkmalschutzgesetz ausgelöste Prozeß einer neuen Orientierung zu einem auch nur vorläufigen Ergebnis gekommen. Daß man den Begriff «Denkmal» nicht mehr so feierlich und präntiös faßt wie noch vor wenigen Jahren, das ist nicht mehr sehr umstritten (wenn auch noch längst nicht selbstverständlich). Und damit ist auch die schreckliche Gleichgültigkeit gegenüber den Zeugnissen von Alltagskultur und Arbeitswelt weithin überwunden. Auch die über Jahrzehnte mit zum Teil verhee-

renden Auswirkungen praktizierten Vorurteile gegen «Zopfstil» oder alles Nachklassizistische scheinen endlich aufgegeben zu sein. Aber die wichtigsten Entscheidungen stehen erst noch bevor. Sie ergeben sich aus den Gegensatzpositionen, in denen sich die amtliche Denkmalpflege derzeit befindet, Gegensatzpositionen, die nicht allein aus dem sicher nicht vollkommenen Text des Gesetzes und auch nicht nur aus der vorwiegend kunsthistorisch orientierten Haltung der Denkmalpfleger zu erklären sind. Beides jedoch spielt eine Rolle, wenn die Denkmalpflege in Gegensatz gerät zur Kommunalpolitik oder zur Architektenschaft.

Aber: Allein aus der dialektischen Auflösung dieser beiden Gegensatz-Positionen ergeben sich Möglichkeiten, die Ziele richtig verstandener Denkmalpflege zu verwirklichen, nämlich nicht nur möglichst viele möglichst intakte Denkmale zu erhalten, sondern sie zu erhalten in einem möglichst lebendigen (Altstadt-)Zusammenhang!

Ensemble-Schutz oder Stadtbildsatzung allein reichen dazu nicht aus, weil sie zu sehr zum einen an der Vergangenheit, zum anderen am Optisch-Äs-

Das «Haus am Roten Steg» in Schwäbisch Hall lehnt sich eng an die alte Stadtbefestigung «jenseits Kochers» an. EDUARD KRÜGER – er hat schon 1958 eine Renovierung des Hauses angeregt und das Fachwerk aufgenommen, von ihm stammt auch die unten wiedergegebene Zeichnung – beschreibt die Situation: *Das Rotsteg-Tor bildet, ganz erhalten, den westlichen Brückenkopf der Holzarche des Roten Stegs. Sein Steinteil (Grundfläche 6×5 m) ist 6 m hoch und enthält zwei Geschosse . . . Der Durchlaß zur Brücke zeigt eine Umrahmung mit hübschem spätgotischem Stabwerk, das man auf 1515 datieren mag . . . Fugen an der Stadtmauer beweisen, daß das Tor erst nach 1500 entstanden ist . . . Das spätere 18. Jahrhundert setzte das heutige Fachwerkgeschoß und ein gekurvtes Zeltdach*



auf . . . Zusammen mit der Brücke ergibt das Rotsteg-Tor ein überaus liebliches Bild, zumal sich südlich noch ein gutes spätgotisches Fachwerkhaus anschließt. Und eben dieses Fachwerkhaus wurde jetzt mit dem PETER HAAG-PREIS 1978 ausgezeichnet.

Das Gebäude, in dem offensichtlich früher einmal Rotgerber ihr Gewerbe ausgeübt haben (man fand im Keller einen Brunnen und eine Grube mit Tierabfällen) und vielleicht auch Hafner (worauf Reste eines Brennofens schließen lassen), hat FRITZ GRATER vor jetzt fünf Jahren erworben und so wiederherstellen lassen, daß es in seiner alten Bausubstanz möglichst erhalten blieb und zugleich auch den Bedürfnissen eines modernen Geschäftes dienstbar gemacht werden konnte. Zur Gestaltung des Ausstellungs- und Eingangsbereichs wurden die Schaufensterscheiben nicht in die Außenfront des Hauses eingefügt, sondern in eine Passage zurückgenommen. So konnte man vermeiden, daß sich das Erdgeschoß sozusagen in ein gläsernes Nichts auflöste. Innerhalb des Hauses wurde auch der alte Wehrgang an der Stadtmauer, der außerhalb der Giebelwand lag, in das erste Geschosß einbezogen. So wurde ein Stück der alten Stadtmauer sichtbar und zugänglich; auch der Turm – der allerdings im städtischen Eigentum blieb und nur pachtweise mitgenutzt werden kann – wurde in die Neugestaltung einbezogen.

(Foto: Haida)



thetischen des Erscheinungsbildes orientiert sind, weil sie nur abwehrende, nicht aber entwickelnde, weiterführende Kraft mobilisieren.

Nun, damit ist – wie mit einigen Überlegungen hier – vorgegriffen auf Wünschenswertes, auf – hoffentlich! – Künftiges. Manches davon mag heute der einen oder anderen Seite befremdlich erscheinen – wie vielen 1964 die Forderungen nach Verkehrsentslastung und Aufwertung der Altstädte unerhört oder befremdlich erschienen sind. Aber gerade heute – da die Dinge so schön in Gang gekommen

sind mit Ensemble-Schutz und Stadtbildsatzung, mit Stadtbildwettbewerben und Konjunkturmitteln – gerade heute ist es nötig, nach dem zu fragen, was denn weiter, was denn darüber hinaus werden soll.

Heimat stellt sich als Aufgabe und Herausforderung. Ihre Wirklichkeit besteht – auch in der Altstadt – nicht in irgendwelchen Vergangenheiten, sondern in dem zukunftsicheren Fortschreiten, mit dem wir auf sie zugehen können, wenn wir uns rechtzeitig des Weges vergewissern.

Das Löchnerhaus in Schwäbisch Hall – neues Domizil der Volkshochschule

Kuno Ulshöfer

Vor kurzem konnte die Volkshochschule Schwäbisch Hall ein neues Verwaltungs- und Kolleg-

Das Löchnerhaus in Schwäbisch Hall. Zustand vor der Renovierung.

(Foto: Städtisches Hochbauamt Schwäbisch Hall)



gebäude beziehen: das sogenannte Löchnerhaus in der Klosterstraße 8. Dieses Gebäude, das vor einigen Jahren noch als abbruchreif galt, wurde innerhalb von knapp zwei Jahren durchgreifend renoviert und stellt nun im Ensemble der Klosterstraße, gegenüber der Kirche St. Michael, also an exponierter Stelle, einen zweckmäßigen, schönen Bau vor – ein Paradebeispiel für gelungene Objektsanierung.

Das Haus wurde im Spätmittelalter als Fachwerkbau erstellt. Es stößt an einen stauferzeitlichen Adelshof an, den Berlerhof oder Nonnenhof. Im 15. Jahrhundert bewohnte es eine Tuchschererfamilie, die DEKKER oder FINSTERBACH, danach die Familie des Dechanten FABRI (SCHMID). Wie fast alle Gebäude in diesem bevorzugten Wohnquartier um die Michaelskirche befand es sich dann in den Händen reichsstädtischer Beamter. Es gehörte bis 1599 dem Ratschreiber MARX ASTFALK aus Reutlingen, dann dem Stadtschreiber JOHANN GEORG LÖCHNER und dessen Schwiegersohn JOHANN GLOCK aus Ingelfingen, der ebenfalls Stadtschreiber in Hall war.

Nach GLOCKS Tod erwarb der Schwabe JAKOB SEBASTIAN CAMMERER, Barbier und Chirurg, das Haus. CAMMERER war als Feldscher *in das Kriegswesen geraten*; 1633 hatte es ihn nach Hall verschlagen, wo er eine Chirurgenwitwe heiratete. Neu renoviert ging das Haus 1685 an den Haller Stadtarzt DR. JOHANN BALTHASAR FEYERABEND über, von dessen Erben es eine Apothekerswitwe kaufte, die es ihrem dritten Mann, dem Chirurgen JOHANN MELCHIOR HIRSCH zubrachte.

Diesen drei Medizinergenerationen folgten als Hausbesitzer wieder Beamte der Reichsstadt: der Jurist DR. JOHANN FRIEDRICH BONHÖFFER, der hällische Vogt zu Vellberg JOHANN CHRISTOPH HETZEL und sein Sohn BERNHARD GOTTFRIED, ebenfalls Amts-